

(Nachdruck verboten.)

1) **Zimmer Nr. 13.**

Von Ernst von Wolzogen.

Friedlich wie ein braver Kleinbürger, der des abends vor seiner Haustür mit der Pfeife im Munde eindruselt, ließ der Besizer sein weißes Rauchwölkchen in die klare Luft steigen. Still und unschuldsweiß, wie die Strohblumen in einem Todtenkranz, hoben sich die hellen Häuser von Neapel gegen das zarte Graugrün der Hügel ab, an die sie sich anlehnen. Wie ein Götterweib des Alterthums, das, himmlisch nackt und satt von Nektar und Ambrosia, die üppigen Glieder im ruhigen Bewußtsein seiner Schönheit auf bunter Blumenau zum Schlummer ausstreckt, so lag vor meinem entzückten Blicke still, selbstbewußt und göttlich heiter die berühmte Landschaft des Golfes von Neapel, in hellem Sonnenglanz gebadet, da. Unser treffliches Schiff, der Dampfer „Sumatra“, der uns von Genua hergeführt hatte, durchschneit mit sanftem Rauschen das spiegelglatte, wunderbar blaue Meer, zwischen Kap Miseno und der Insel Procida hindurch, dann an dem kleinen Eiland Nisida mit seinem unheimlichen Bagno vorbei und nun schräg durch die Bucht hindurch dem Hafen zu. Und immer noch drang kein Laut vom Lande zu uns hinüber, der die feierliche Sonntagsstille entweicht hätte. Besonders unser, der Deutschen unter den Fahrgästen, hatte sich angefangen dieses berühmten Rundblicks eine gewisse aufgeregte Ergriffenheit bemächtigt. Wer sein Gepäck noch nicht vorher in Ordnung gebracht hatte, der ließ das auch jetzt noch bleiben, um nur ja von dem herrlichen Schauspiel nichts zu verlieren, das eine solche Einfahrt in den Golf von Neapel an einem solchen Tage darbietet. Während die Italiener immer lauter, unruhiger und geschäftiger wurden, je mehr sich das Schiff dem Lande näherte, wurden wir Angehörige germanischer Völker immer stiller, lehnten hochklopfenden Herzens über die Brustwehr und sahen mit bewaffneten und unbewaffneten Augen die schöne Parthenope allmählig den weißen Schleier von ihrem glänzenden Antlitze wegziehen.

Und nun waren wir also wirklich in Neapel. Welch ein unsanftes Erwachen aus einem so lieblichen Traum! Welch eine schöne Stadt — und die gortigen Menschen! Welch allerliebste Pferdchen — und wie gräuliche Kutscher! Und welch ein unnützes, wahnwitziges Geschrei erfüllt die Luft — oh!! — geschwängert von Duff — oh!! Das Bah eines Esels, der sonore Pfiff eines Dampfschiffs werden dem erschrockenen Ohre zu wohlthuenden Ruhepunkten. Das Auge, von der reinen Mittelmeerbläue noch erinnerungstrunken, schaut grausam ernüchert auf Puppen, Schmutz und häßliche Gebrechen. Der ängstliche Fremdling, umdrängt und umtobt von dieser stimmbegabten, heftig gestikulierenden Menge, klagt den Schöpfer an, daß er ihm nicht sechs Hände verliehen, zwei, um die Ohren, zwei, um die Taschen zuzuhalten, und zwei, um sich, gelinde vorwärts bozend, einen Weg zu bahnen!

Aber endlich sitze ich mit heilen Gliedmaßen, mein Bißchen Gepäck vollzählig bei mir, und nur um ein halbes Pfund Kupfer leichter, in einem netten Halbhaarsehen und rolle der auf warme Empfehlung hin erkorenen Pension zu. Da wären wir also Santa Lucia! Nach Oswald Achenbach's herrlichem Nachtbilde mit dem Feuerwerk hatte ich mir die berühmte Uferstraße eigentlich ein klein wenig anders vorgestellt. Aber — na . . . !

Die Eigenthümerin der Pension, eine recht hübsche, zierliche Schweizerin, mit einer bescheidenen Warze auf der linken Wange, empfing mich recht artig und ließ mir durch eine minder schöne Zimmerkellnerin sichern Alters und in gediegenen Verhältnissen ein Zimmer anweisen. Eigentlich war es nur eine Kammer, ohne Fenster, aber mit einer mächtigen Flügelthür auf einen winzigen Balkon hinaus, sehr hoch, der Boden mit grün glasierten Kacheln belegt, ein eisernes Bett wie überall in Italien, ein dürftiger eiserner Waschständer, eine wacklige, etwas schmierige Kommode und ein ebenso schmieriger Stuhl mit einem Sitz aus Strohgeflecht — das war alles.

„Na!“ sagte ich wiederum einigermaßen bedenklich auf die treuherzige Frage der Schweizermaid, ob mir das Zimmer gefalle. Sie riß ihre grauen Augenlider, über meine Unbescheidenheit erstaunt, so weit auf, als die Fettwülstlein, die

ihre Lider umlagerten, dies gestatteten. Ich wollte die gute Seele nicht kränken und fügte daher entschuldigend hinzu: „Für eine Nacht möchte es ja wohl angehen; aber sehen Sie, ich werde doch wohl mindestens eine Woche hier bleiben — und da will man's doch ein bißchen gemüthlicher haben: einen Tisch zum Schreiben und einen Kleiderschrank, vielleicht gar ein Sofa mit einem Stückchen Teppich davor — man kriegt ja kalte Füße, wenn man dieses Kachelparkett nur anschaut.“

„So frei! 's ich scho rächt!“ erwiderte sie nachdenklich. „Mer ham jo au noch e wunderschöns Zimmer, grad' wie Sie's wünsche; 's ich nur . . . Na, i will als mit der Madam rede.“

„Schön, thun Sie das, meine Beste, und wenn ich das Zimmer bekommen kann, dann schaffen Sie mir, bitte, meine Siebensachen gleich dahin.“

Die wackere Maid zögerte noch einen Augenblick an der Thürschwelle, räusperte sich, als wenn sie noch irgend ein Bedenken äußern wollte, ließ es aber dann doch bleiben und zog sich mit einem unverständlichen Gemurmel zurück.

Ich packte nur das Nothwendigste aus, machte ein wenig Toilette und begab mich dann nach dem Speisesaal hinüber, um mich ein wenig zu orientieren. An der Fensterseite des hohen, weiten Raumes stand ein großer Tisch, mit Zeitungen und abgegriffenen, zerlesenen Zeitschriften-Bänden, Reisewerken, Fahrplanbüchern und dergleichen darauf. Ein merkwürdig niedriges Sofa und ein paar recht fadenscheinige Polsterstühle erhöhten die Traulichkeit dieses Lesewinkels. Auf dem Sofa saßen, so tief versunken, daß sie nur eben mit den Köpfen über den Rand des Tisches hervorragten, zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, in die Lektüre der deutschen Zeitungen vertieft. Am Fenster standen, leise mit einander plaudernd, zwei hagere, lange Gestalten in schwarzen Soutanen, junge Priester aus der französischen Schweiz. Ich begrüßte sie mit einer stummen Verbeugung, die sie durch kaum merkliches Kopfnicken erwiderten. Die Damen dagegen hatten bei meinem Eintritt sogleich ihre Lektüre fortgelegt und erwiderten meinen flüchtigen Gruß mit außerordentlicher Freundlichkeit. Besonders die ältere gerieth bei dem lebhaftesten Bestreben, mich liebenswürdig zu begrüßen, förmlich ins Hüpfen. Sie war eine recht stattliche Dame, in den Vierzigen, mit einem starken Schatten auf der Oberlippe, den sie mit Würde zu tragen wußte, ebenso wie das schwarze Spitzenhütchen, das in venetianischer Art auf ihrer Frisur befestigt war, und den vielen, etwas plumpen altmodischen Goldschmuck. Das junge Mädchen an ihrer Seite, offenbar die Tochter, konnte eben noch für hübsch passiren, ein wenig starkknochig, mit sanften, hellblauen Augen und frischen Farben im Gesicht, — einfach, aber gesund. —

Ich nahm stehend eine Zeitung zur Hand und warf einen Blick hinein. Sie war bereits vier oder fünf Tage alt. Sogleich bot mir die freundliche Dame die übrige sowie die ihrer Tochter an. Ich lehnte dankend ab, indem ich mich scherzend eines sträflichen Mangels an Theilnahme für die heimischen Ereignisse anklagte, sobald ich in der Fremde sei.

„Gerade wie meine Tochter!“ rief in unerkennbar sächsischem Tonfall die stattliche Mutter aus, indem sie dabei lebhaft aufhüpfte und einen zärtlichen Seitenblick auf das kräftige junge Mädchen warf. „Ich bringe sie kaum dazu, fünf Minuten täglich auf die Zeitung zu verwenden. Immer studirt sie ihren Wädeler und ihre Kunstgeschichte, damit sie nur ja mit rechtem Verständniß die Kunstschätze alle genießen kann. Im Museo nazionale weiß meine gute Camilla — (b. h. sie sagte natürlich Camilla) — Bescheid wie so ein Professor, und wenn Sie einen zuverlässigen Führer brauchen, mein Herr, dann kann ich Ihnen meine Kleine nur empfehlen.“ Und laut lachend wie über einen ausgezeichneten Wit, klopfte sie der verlegen lächelnden und erröthenden Camilla auf die Schulter.

Ich verbeugte mich — ich fürchte, mit einem etwas faden Lächeln — vor Mutter und Tochter und erkannte solch schönen Bildungsseifer mit einigen dürren Redensarten an. Dann trat ich durch die offene Thür auf das altanartige, flache Dach eines direkt aus dem Wasser des kleinen Boothafens von Santa Lucia aufsteigenden Anbaues hinaus, um mir die nähere Umgebung des Hauses zu betrachten. Es war mir aufgefallen, daß sowohl die Mutter wie auch die Tochter ver-

stolpenerweise meine Hände mit so scharfen Blicken gestreift hatten. Jetzt besah ich mir diese Hände genau im hellen Sonnenschein. „Aha!“ dachte ich und lachte leise vor mich hin. „Ob sie ihn wohl schon entdeckt haben? Machen wir einmal die Probe.“ Und ich zog mit einiger Anstrengung meinen Trauring vom Finger und verbarg ihn in der Westentasche. —

Es war ein eigenthümlich anziehendes Schauspiel, das sich meinen erstaunten Sinnen darbot, ein Schauspiel, über dem ich bald Camilla und ihre Mutter gänzlich vergessen hatte. Von der anderen Ecke des Hafens aus sollte nämlich ein Luftballon aufsteigen, und eine ungeheure Menschenmenge strömte herzu, um das billige Vergnügen zu genießen. Der schmale Streifen Strandes sowie die Molen des Boothafens waren mit einer Kopf an Kopf gedrängten Menschenmenge besetzt, und auf der Straße Santa Lucia strömten noch unablässig neue Massen herzu, gepuzte Leute im Sonntagstaat, zum theil kleine Familientrupps bildend, und armes Volk, das für den Festtag keine anderen Lumpen wie für den Alltag bereit hatte. Und durch die langsam vorwärts fluthenden bunten Menschenwogen schnitten mit scharfem Kiel, gleich stolzen Seglern und lustigen Gondeln, die Tramwagen, unablässig die warnenden Trillerpfeifen erkönd lassend, die flinken, leichten Fiaker mit ihren kleinen, schmuck aufgeschirrten Pferden, deren Lenker ihre Peitschen den Fußgängern um die Ohren knallen ließen, große, zweirädrige Frachtkarren, von phantastisch aufgepuhten, eins vor das andere gespannten Maulthieren gezogen und von wahrhaft bedrückend hoch aufgetürmten Menschenpyramiden besetzt, endlich auch etliche brave Grauthiere, die gleichfalls ganze Familien auf ihrem geduldigen Rücken spazieren schleppen mußten. Kein Karabiniere, kein Guardia Municipale störte in diesem wahrlich lebensgefährlich genug anzuschauenden Getümmel die öffentliche Sicherheit. Klein und Groß, ein jedes gab auf sich selber acht und wußte, von Kindesbeinen auf an solchen Trubel gewöhnt, sich durch alle Fährlichkeiten sicher hindurchzuschlingeln. Dabei vollführte die völlig friedliche und vergnügte Menge ein so gewaltiges Geschrei, daß man bei uns zu Lande zum mindesten etliche Bataillone Soldaten selbmarischmäßig in den Kasernen bereit gehalten hätte, um den drohenden Aufruhr niederzuschlagen. Diese lungenkräftigen Neapolitaner aber pflegten einer ganz gemüthlichen Nachmittags-Unterhaltung, wahrscheinlich über das Thema der Luftschiffahrt, und fliegende Händler priesen mit etwas lauterer Stimme in dem Gedränge ihre Waaren an. Das war alles. Und in rührendem Gegensatz zu diesem ebenso tollen wie harmlosen Lärm lagen auf der Quaimauer einige echte Lazzaronigestalten lang ausgestreckt, pflegten des süßen Schlummers und ließen sich die warme Sonne durch den offenen Mund in den Magen scheinen — sie mochten wohl sonst noch nichts Warmes genossen haben — während unten einige andere Genossen der würdigen Brüderschaft sich eine ebenso einfache wie billige Mahlzeit aus dem tüntenschwarzen Gewässer des Hafens herausfischten. Die leinenen Beinkleider hoch heraufgestreift, standen sie bis an die Schenkel im Wasser und tasteten mit den Händen im Schlamm herum, wo an alten Pfahlstümpfen und Steinen frutti di mare, Muscheln und andere kleine Seethiere zu fischen pflegten. Die leichtgewonnene Beute verzehrten sie behaglich auf der Stelle, ohne Brot und ohne Zitrone, immer eine Muschel mit der Schale der anderen aufbrechend — und dann ging's wieder mit zufriedenen Gesichte und neuem Eifer an die Arbeit. — Der Luftballon ließ diese Philosophen offenbar gänzlich kalt, und über die aufgeregte Neugier der drängenden Massen da oben fühlten sie sich hoch erhaben. Es war sechs Uhr geworden, ehe endlich Böllerschüsse das Zeichen zur Entfesselung des Ballons gaben. Das Geschrei, welches den stolzen Aufstieg der grünweißroth besflaggten Riesenbirne begleitete, würde zu seiner Hervorbringung bei uns zu Lande zum mindesten einer Million Rehlen bedurft haben. Hier genügten deren einige ganz wenige Tausend!

Meine Sinne waren so verwirrt von dem ungewöhnlichen Schauspiel, daß ich gar nicht bemerkt hatte, wie inzwischen auch andere Gäste der Pension auf das Dach hinausgetreten waren, und mein Gehör insbesondere derart betäubt, daß mir die fremdliche Anrede der Mutter Camilla's gänzlich entgangen war. Als ich die Damen gewahrt ward, stammelte ich einige verworrene Entschuldigungen hervor und entfernte mich dann in wenig höflicher Pöhllichkeit, da mich ein Gelüst packte, mich selbst kopfüber in das Menschengewühl hineinzustürzen und auf diese Weise wirklich in nächster Nähe das Volk zu studiren. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Hochwasserschäden.

Von Theo Seelmann.

Das Raß des Himmels, das der Landmann so oft sehnsüchtig erwartet, hat in den lehtverfloffenen Tagen gezeigt, daß es auch Verderben und Tod mit sich bringen kann. Das spielende Kind, das die sprudelnde Quelle mit seinen Händchen zu verschließen vermag, jauchzt laut auf, der durch die Regenfluthen geschwellte Strom, der über seine Ufer dahin braust, die Siedelungen zerstört und die Fluren verwüftet, versetzt tausende von Menschen in Noth und Verzweiflung.

Wenn schon der Augenschein uns lehrt, welche kolossale Regenmassen unter Umständen niedergehen können, so lassen die wissenschaftlichen Messungen die möglichen Unterschiede noch um vieles deutlicher erkennen. Die Niederschlagshöhe beläuft sich im ganzen Jahre für Berlin auf 590 Millimeter, für Wien auf ebenfals 590, für Brüssel auf 710, für Bozen auf 750 und für Graz auf 790 Millimeter. Bei einem Gewitter, das am 4. Juni 1899 über Brüssel tobte, stieg in einem Zeitraum von nur drei Stunden die Niederschlagshöhe auf 83,6 Millimeter, d. h. es fiel in diesen wenigen Stunden mehr als der zehnte Theil der sonstigen jährlichen Regenmenge. Vom 28. bis 29. Juli 1882 ergab sich für Wien eine Regenhöhe von 104,2 Millimetern, so daß also der in 24 Stunden gefallene Regen bald einem fünfstel der jährlichen Niederschlagsmenge gleichkam. Vom 15. bis 18. September desselben Jahres gingen in Südtirol und Kärnten gewaltige Regenmassen nieder, die ein verheerendes Hochwasser zur Folge hatten. Beispielsweise belief sich in Triest in diesen vier Tagen die Regenhöhe auf 291 Millimeter, während sie sonst in einem ganzen Monat nur auf 439 Millimeter zu veranschlagen ist. Bei allen diesen Messungen entspricht 1 Millimeter Regenhöhe 10 Kubikmetern Wasser für den Hektar. Es gingen demnach an den erwähnten Tagen auf jeden Hektar des Triester Stadtgebietes 2910 Kubikmeter Wasser nieder.

Die enorme Steigerung der Wasserzufuhr erklärt die Kraftentwicklung des Hochwassers und die Zuchtbarkeit seiner Verheerungen. Die Erhöhung der Druckkraft prägt sich schon aus in der Fortbewegung des stießenden Wassers. Während die mittlere Geschwindigkeit der Flüsse und Ströme bei großen Gerinnen selten mehr als 3 Meter in der Sekunde beträgt, steigert sie sich bei Hochwasser auf 5–6 Meter. Der damit verbundenen Stoßkraft vermag das Erdreich nicht zu widerstehen, so daß daraus ein Massentransport der Bestandtheile der Erdoberfläche entstehen muß, der die unter den Hochwasserschäden so gefürchteten Abreibungen, Versandungen und Verschlämmungen nach sich zieht. Die Flüsse der mitteleuropäischen Ebene sind für gewöhnlich durchwegs schlammarm, dagegen führen einige Alpenflüsse schon fast 1 Kilogramm Schlamm auf 1 Kubikmeter Wasser. Eine gänzliche Veränderung erfahren diese Verhältnisse bei Hochwasser. Breitenlohner fand am 16. bis 19. September 1882 in dem Hochwasser der Rienz im Pusterthale durchschnittlich 47,920 Kilogramm, gelegentlich sogar 75,544 Kilogramm Schlamm in einem Kubikmeter Wasser. Am 17. September maß er im Neßbachbach bei Vermed 104,926 und im Mühlgraben bei Lorenzen sogar 145,107 Kilogramm Schlamm.

Immer wieder erweckt es Staunen, mit welcher Leichtigkeit das Hochwasser Gebäude niederreißt, Brücken zerstört und Dämme sprengt. Es liegt dies an der Verlenkung des Kraftvorraths, den die stießenden Gewässer besitzen. Ein richtiges Urtheil über ihre Kraftentwicklung gewinnt man erst, wenn man sich die Geröllmengen vergegenwärtigt, die die einzelnen Flüsse mit sich fortwälzen. Nach den Beobachtungen Petasozzi's wandert im Rhein bei Ragaz ununterbrochen ein Geröllstrom von über 3 Meter Tiefe. Nach Heim führte die Reuß 1851–1879 jährlich 146 187 Kubikmeter Geschiebe in den Urner See und in 152 Jahren hat nach Streckler die Raaber seit ihrer Einleitung in den Thuner See 56 Millionen Kubikmeter Geröll abgelagert. Weg berechnete die vom Rhein jährlich in den Bodensee geschüttete Geschiebemenge auf 47 000 Kubikmeter.

Sichbarer gestaltet sich die Kraftentwicklung des Wassers an den in den Flußbetten aufgetürmten Sandbänken. Die Bänke wandern in ganz regelmäßiger Weise stromabwärts. Am mittleren Rheine verjährt sich jährlich eine Bank 200–400 Meter weit abwärts, in Hochwasserjahren dreimal so weit. In entsprechender Weise ändern die Bänke in der regulirten Donau den Ort; sie sind in 7 Jahren 700–1000 Meter stromab gewandert.

Die Abtragung des Erdreichs, die sich durch die Einwirkung der Wasserthätigkeit vollzieht, läßt sich am besten erkennen bei den Flußkorrekturen. So hat die Raaber die Sohle ihres Bettes von der Stelle aus, wo die Ableitung nach dem Thuner See beginnt, seit 1714 um 45 Meter vertieft und diese Vertiefung erstreckt sich 9 Kilometer aufwärts. Seit der Rhein-korrektion in der mitteleheinischen Tiefebene ist die Stromsohle zwischen Rheinweiler und Neuenburg um 2 Meter vertieft worden. Unter den natürlichen Verhältnissen läßt sich die Arbeitsleistung eines Hochwassers kaum berechnen. Dagegen liegt ein zahlenmäßiger Nachweis vor für ein Hochwasser, das bei der Regulirung der Weichselmündung im Jahre 1895 sozusagen künstlich zu wege gebracht wurde. Man hatte hier zwischen dem Endpunkt des neuen Weichselbettes und dem Meere einen Dünendamm übrig gelassen, zu dem nur ein Leitungsgraben von 50 Meter Breite hinführte. Die Begräumung

des Dünendamms sollte der Strom selbst übernehmen. Am Nachmittag des 31. März wurde dem Strom freier Lauf gelassen. Bereits am Morgen des 1. April war der Leitgraben auf 300 Meter verbreitert. Eine Berechnung ergab, daß der Strom in 16 Stunden 200 000 Kubikmeter Dünensand ins Meer geführt hatte. Für die Größe dieser Leistung erhält man einen Maßstab, wenn man erfährt, daß die größte Abtragungsmenge an einem Tage, während 7 Trockenbagger und 3 Handladeschächte arbeiteten, nur 19 061 Kubikmeter Erdbreich betrug.

Zur Vorbeugung von Hochwasserschäden sind die verschiedensten Vorkehrungen vorgeschlagen und getroffen worden. Hierzu gehört die Aufforstung der Quellgebiete der Wildbäche. Denn der Wald verlangsamt die Fortführung der niedergegangenen Wassermassen. Den gleichen Zweck verfolgen Thalsperren aus Stein oder Holz und Flechtwerk-Stegen, die das Abflussgebiet der Wildbäche quer durchziehen. Von verschiedenen Seiten ist auf die Anlegung von Sammelbecken hingewiesen worden. Doch dürften diese in Wirklichkeit so gut wie unausführbar sein. Denn schon um ein drei Tage anhaltendes Hochwasser eines größeren Stromes von 4000 Kubikmeter Wasser in der Sekunde auf 3000 Kubikmeter zu erniedrigen, müßte ein Sammelbecken mit einem Fassungsraum von 259 Millionen Kubikmeter angelegt werden! Das größte künstliche Wasserbecken Europas zu Seltens an der Yonne besitzt aber nur einen Fassungsraum von 24 Millionen Kubikmeter und hat trotzdem Unsummen gekostet. Den wirksamsten Schutz verleihen immer noch die Deiche. Doch auch sie unterliegen dem Anprall des Hochwassers, wie verschiedentlich die letzten Tage gezeigt haben, wenn nicht stetig für ihre Befestigung und Erhöhung Sorge getragen wird. —

Kleines Feuilleton.

Fr. Unter der Peitsche. Das Treiben der Großstadt hasset geräuschvoll durch die Straßen. Menschen jagen an Menschen vorüber, ohne einander zu beachten, ohne sich um den andern zu kümmern. Jeder eilt nach einer bestimmten gebundenen Marschroute seines Weges dorthin und dahin. Was hasten sie alle so, was treibt sie alle, warum jagen, warum eilen sie aneinander vorbei, wie die Figuren in einem Schnellseher? Alle die da eilen und jagen, werden von ein und derselben Peitsche angetrieben, allen heften sich dieselben Furien auf die Fersen und jagen sie in wildem Laufe durch das Leben. „Die Jagd nach dem Glücke“ sagt man, es müßte aber heißen, die Jagd nach dem täglichen Brot. Für die große Mehrheit der Menschheit handelt es sich ja nicht um das Glück, das wirkliche, reine, hohe Menschenglück, von dem die Dichter singen, sondern um das alltägliche Bedürfnis, um den targen Lohn, der es dem einzelnen erndtlich, für sich und seine Nächsten das Essen und das Nachtlager zu schaffen. Und nur darum jagen und eilen die Weissen an uns vorbei. Nicht um zu schleunnen und sich zu ergötzen, nicht um unter sonnigem Himmel der Erde Freuden zu genießen, sondern um die nöthwendige Kraft zu erlangen, der Erde Last zu tragen. „Von der Hand in den Mund“ leben sie. Sie warten darauf, das Erworbene direkt in Eßbares, in das Nothwendige, umzuwandeln, das zum Leben gehört. Bleibt das Erwerben eine zeitlang aus, dann haben sie eben nichts, um das Leben zu fristen, und gehen unter. Die Menschen, die unter dieser unsichtbaren aber nicht minder empfindlichen Krante stehen, treiben, gehebt von dieser Peitsche, dahin, von früher Kindheit bis zum Grabe fühlen sie sie über ihrem Rücken schweben und wenn sie ermattet einhalten von der wilden Jagd, faßt sie unbarmherzig auf sie hernieder. Die wenigen Glücklichen, die diese Peitsche nicht kennen, haben eine ganz andere Lebensanschauung, einen ganz anderen Begriff von der Welt. Wie ruhig und zufrieden sie des Morgens an die Arbeit gehen. Wie gemächlich sie sich nur damit beschäftigen, was ihnen Vergnügen bereitet. Wie sie die Zeit der Arbeit nach ihrer Bequemlichkeit zurechtlegen und dem Tischvergügen in aller Ruhe und mit allem Komfort die Hauptzeiten des Tages widmen. Wie sie den Feierabend nach ihrem Ermessen feststellen und nach des Tages leichter Mühe des Abends für ihr Vergnügen besorgt sind. Eine ganz andere Menschenart wird hier gezüchtet. Sie allein lernen die Welt kennen, denn sie können reisen, sie können sich, wenn sie erkranken, die besten Aerzte wählen, sie können die theuersten Bäder und Kurstätten aufsuchen, sie allein können die Früchte der Kunst genießen, können ihren Leib durch sportliche Übungen stärken, können die Genüsse der Welt mit vollen Zügen genießen, denn sie haben die Ruhe und die Muße dazu. Keine Hungerpeitsche jagt sie, denn gegen den Hunger sind sie für alle Fälle gesichert. — Und darum eilen die anderen und jagen die Straße entlang, früh morgens, wenn es dämmert, und am späten Abend, wenn die Sonne schon lange untergegangen. Die Hungerpeitsche schwebt über ihnen und treibt sie an, die große Masse der Menschheit, die von der Hand in den Mund lebt. —

— „Das Skelett eines japanischen Gespenstes“ befindet sich seit einiger Zeit im Kieler Museum. Beim Straßenbau, 250 Wegstunden von Nangasaki, fand man in einer Höhle ein höchst seltsames Knochengestell, zusammengesetzt aus allen möglichen Gebeinen, mit dreifingrigen Händen und dreizehigen Füßen, Krallen an Fingern und Zehen, einem schrecklichen Gebisse, anscheinend aus verkehrt eingesehten Pferdehähnen, kurzen Hörnern u. s. w. In der

Höhle lag eine alte Urkunde, auf der zu lesen ist, daß ein Ungethüm Felder und Fluren des benachbarten Ortes verwüstet habe, von den Ortsvorstehern aber erschlagen sei. Vermuthlich handelt es sich dabei um eine Spiegelfechterei jener trefflichen Ortsvorsteher, die nach einem bösen Naturereignisse einerseits die abergläubische Gemeinde beruhigen, andererseits ihr aber Respekt einflößen wollten. Sie verbreiteten das Gerücht, jene Verwüstung sei das Werk eines Unholdes, zogen dann hinaus und kamen mit dem listig und geschickt zusammengebauten vermeintlichen Skelett dieses Unholdes wieder, den sie getödtet zu haben behaupteten. Das Skelett wurde sodann in einer Höhle verwahrt und eine Urkunde über den Fall beigelegt. Auch die Urkunde liegt in Kiel; sie ist von hier wohnenden Japanern entziffert worden. Erstaunlich ist die Geschicklichkeit, mit der man aus den verschiedensten Thierknochen dies Skelett zusammengefeht hat. Namentlich zeigt sich das an Schädel, der alle Eigenthümlichkeiten eines menschlichen Schädels, nur vergrößert (das ganze Skelett ist gegen 2 1/2 Meter hoch), anweist. Es ist bei weitem noch nicht gelungen, alle die einzelnen Knochen zu bestimmen, wobei in betracht kommt, daß die Formen vielfach durch eine Kittmasse ausgeglichen und abgeändert sind, was natürlich die Erkennung des Knochens sehr erschwert. Reste einer Bekleidung, die beispielsweise auf den Rippen sitzen, bestehen aus Stücken vom Rindspannen. —

Literarisches.

— **Academie Goncourt.** Sofort nach dem Urtheil des Gerichtes, welches das Testament Goncourt's für gültig erklärte, wurde Alphonse Daudet von Reportern bestürmt, die Nachrichten über die künftige Akademie Goncourt verlangten. Goncourt hat bekanntlich in seinem Testament acht Sessel seiner zehnjährigen Akademie selbst besetzt. Die acht Namen sind Daudet, Hennique, Guyzans, Mirbeau, Geffroy, die beiden Brüder Mosny und Paul Marguerite. Die Akademie wird zunächst die zwei fehlenden Mitglieder ernennen, und hierfür fehlt es ihr nicht an Kandidaten. Daudet nannte ihrer vier: Alexis, Descaves, Vorrain und den Belgier Rodenbach, ohne sich über ihre Aussichten auszusprechen. Was die finanzielle Frage betrifft, so ist zwar das Haus Goncourt's in Antenil noch nicht verkauft; aber Daudet glaubt, daß die Akademie nach Abzug aller Kosten über ein Kapital von anderthalb Millionen verfügen werde. Daudet erklärt, daß er, so viel an ihm liege, alle gepreßte Feierlichkeit fernhalten würde, um den Sitzungen jeden Zwang zu nehmen. Seine erste Sorge werde sein, auf die Verteilung des 5000 Franken-Preises zu dringen, den Goncourt für das literarische Werk eines Anfängers ausgesetzt habe. Das sei wichtiger, als daß die zehn Akademiker den Jahresgehalt von 6000 Franken erhalten, die Goncourt ausgesetzt, aber für welche die Zinsen noch nicht ausreichen werden. Augenblicklich sind die acht Akademiker fern von Paris, und ihre erste Vereinigung wird wohl kaum vor dem Herbst stattfinden. Nach dem „Gaulois“ ist nur die Wahl von Descaves, dem Verfasser des Romans der Blinden „Les Emmurés“, sicher. Für den andern Sitz spricht man stark von dem berühmten Geographen Elisée Reclus, der seiner anarchischen Gesinnungen wegen in der Académie Française unmöglich ist. Man spricht aber auch davon, die ausländische Literatur in ihren hervorragendsten Vertretern auszuzeichnen, und nennt die Namen Tolstoi und Ibsen. —

Musik.

— Die Große Oper in Paris wird in der kommenden Saison Richard Wagner's „Meistersinger“ in ihr Repertoires aufnehmen. —

Kunst.

— Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen veröffentlicht ein Ausschreiben, betreffend die Ausschmückung des Ritterssaales in Schloß Burg an der Wupper. Für die Ausschmückung sind 50 000 M. ausgesetzt. Die Ausmalung der Schloßkapelle ist dem Düsseldorfer Maler Willy Spatz vom Staate übertragen worden. —

Geographisches.

— Die belgische Südpol-Expedition bricht am 15. August auf dem Schraubenbarckschiffe „Belgica“ unter Leitung ihres Führers de Gerlache aus Antwerpen auf. Der Weg der Expedition geht über Las Palmas, Rio de Janeiro, Montevideo, Punta Arenas. Der Hauptort im Feuerlande, an der Magelhaensstraße, ist ihre letzte Kohlenstation, von wo aus der Kurs in südlicher und östlicher Richtung nach dem Grahamlande, nach den Enderby-Inseln, nach Wilkesland bis zu dem Viktorialande genommen wird. Im Viktorialande soll die Ueberwinterung erfolgen und eine ganze Reihe wissenschaftlicher Beobachtungen vorgenommen werden. Der belgische Staat hat 160 000 Fr. für dieses Unternehmen bewilligt; die übrigen Unkosten in Höhe von 180 000 Fr. sind durch öffentliche Sammlungen aufgebracht worden. —

Aus dem Thierleben.

— Es ist eine allen Fachleuten bekannte Thatsache, daß der aus der Wildnis kommende Löwe viel zuverlässiger, ehrlicher und leichter zu dressiren ist, als der im Zoologischen Garten oder in der Menagerie geborene. Dieser letztere ist an den

Anblick des Menschen gewöhnt und läßt sich daher nicht so imponiren. Der Wüstenlöwe dagegen erschrickt derart vor der plötzlichen menschlichen Erscheinung, daß ihm das durchs ganze Leben in der Gefangenschaft hindurch nachgeht. „Niemand bin ich von einem aus Asien oder Afrika eingeführten Löwen angefallen worden,“ erzählt der Löwenbändiger Julius Seeth, „wohl aber von den Kindern aus den Zoologischen Gärten Europa's, die ich aufzog, auf der Armen trug und täglich liebte.“ Am schwierigsten ist es, die Löwen, die täglich mit Pferdefleisch gefüttert werden, von einem Angriff auf die vor und neben ihnen hergehenden Ponies abzuhalten. Bei der Dressur tragen die Pferdchen schützende Decken, die dicht mit Nägeln besetzt sind. Schlägt dann das Raubthier nach seinem harmlosen Begleiter, so zieht es rasch die verlegte Laze zurück und macht nicht so bald wieder einen Versuch. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Wälder Australiens bedecken, einem unlängst ausgegebenen offiziellen Bericht zufolge, von dem im „Prometheus“ ein Auszug vorliegt, ungefähr 15 bis 20 Millionen Hektare. Als nutzbare Waldbäume ersten Ranges werden 35 Arten aufgezählt, von denen die Hälfte dem Eucalyptus-Geschlechte zugehören, außerdem sind 7 Banksia-, 3 Casuarina- und 3 Acacia-Arten hervorzuheben. Die stärkste Ausfuhr erreicht zunächst das Sandelholz und das Zarahholz. Das letztere, auch „falscher Mahagoni“ genannte Holz, welches dem Teakholz an Unzerstörbarkeit fast gleich kommt, stammt von einem sehr wenig malerischen Baume, der monotone Wälder bildet. Diese Bäume werden in dichteren Beständen nur etwa 36 Meter hoch und bilden die ersten Zweige in 15 bis 18 Meter Höhe, doch erreicht der Baum, wenn er frei steht, wohl 45 Meter, bei einer 24 Meter über dem Boden erhobenen Krone. Als den im Mittel die größte Höhe erreichenden Baum dieser Gattung bezeichnet Herr Brown, der Verfasser dieses Berichtes, den Karri-Baum (Eucalyptus diversicolor), ohne in dessen bestimmte Maße zu geben. Der unlängst verstorbene deutsche Botaniker Ferdinand von Müller hielt E. amygdalina für im allgemeinen höher wachsend, obwohl er Karri-Stämme von 120 Meter gemessen hatte, die erst in 90 Meter Höhe die ersten Zweige ausstießen. Man sieht diesen auch der Schönheit nicht entbehrenden schnell wachsenden Baum nicht selten in Europa neben dem Blaugummi-Baum, der des Rufes genießt, Fiebergegenden gesund zu machen, angepflanzt; man giebt ihm dort den Namen E. colossea. Sehr harte Hölzer liefern ferner E. cornuta, E. leucoxydon (von dem das sogenannte Eisenholz der Kolonisten stammt), E. gemphocephala, E. Sieberiana, schöne geligerte oder rothe Fournichölzer, die geschnitten Gumbäume, der rothe Mahagonibaum und Blutholzbaum, beide in Queensland wachsend. Die im Süden heimischen Arten würden sich theilweise zum Waldbau in den afrikanischen Kolonien sehr eignen, und Herr Brown weist dabei mit recht auf das ungemein schnelle Wachstum dieser ausgezeichneten Forstbäume hin. Ein Karri-Wald könne alle 30 bis 40 Jahre bei regelrechter Forstwirtschaft geschlagen werden, was für ein so eisenfestes, unverwundliches Nutzholz eine ungemein kurze Frist wäre. —

Technisches.

— Motorwagen auf Bahngleisen. Seit einem Monat verkehrt allnächtlich von 2 bis 4 Uhr ein Motorwagen auf der französischen Nordbahn zwischen Creil und Beauvais. Früher wurde statt des Motorwagens ein kleiner Bahnzug benützt, der jedoch wegen der vorgeriickten Nachtstunde niemals Passagiere führte, trotzdem aber nicht aus dem Fahrplan gestrichen werden konnte, da seine Verbehaltung wegen der zu befördernden Postfächer notwendig war. Der Betriebsingenieur der Gesellschaft suchte daher nach einem Mittel, das erlauben würde, diese Postbeförderung beizubehalten, dagegen der Bahngesellschaft die unnötigen Kosten zu ersparen, die sich aus der Einstellung eines wirklichen Zuges mit all seinem Personal ergaben. Man beschaffte daher einen Motorwagen, dessen Räder die Spurweite der Bahnwaggons haben. Auf ihm befinden sich eine Plattform, eine kleine Kammer für den Postbeamten und der Raum zur Unterbringung der Postfächer selbst. Auf der Plattform, auf der der Führer des Wagens steht, sind alle zur Lenkung der Maschine erforderlichen Hebel angebracht, während die Zylinder der Maschine in der Mitte unter dem Wagen liegen, also bei der Fahrt nur wenig seitliche Schwankungen verursachen. Der Kessel hat ein Gewicht von 2850 Kilogramm. Die Maximalgeschwindigkeit der „Automobile postale“, wie man den Wagen genannt hat, beträgt 70 Kilometer in der Stunde, doch soll für gewöhnlich die Geschwindigkeit von 35—40 Kilometern nicht überschritten werden. Die Ingenieure der Nordbahngesellschaft machen gegenwärtig, da diese „Automobile postale“ gute Resultate ergeben hat, weitere Studien in betreff der Verwendung von Motorwagen auf Bahngleisen. —

— Telegraphenstangen aus Papier. In Amerika werden gegenwärtig die meisten Telegraphenstangen aus Papier angefertigt. Die Papiermasse wird mit etwas Borax, Talg und anderen Bestandtheilen gemischt. Dann wird ein hohler Zylinder gegossen. Es heißt, daß die papierernen Telegraphenpfähle nicht nur den Vorzug der Leichtigkeit besitzen, sondern auch stärker und wetterbeständiger sind als die hölzernen. —

Humoristisches.

— Ein Radfahrer. „Marterl“. Man schreibt dem „Tiroler Tageblatt“ aus Fieberbrunn in Tirol, 3. August: Ein Bürger Kibbühel, welcher gestern auf dem Rade einen Ausflug nach Fieberbrunn unternahm und abends nach Hause zurückfahren wollte, stürzte so unglücklich, daß er infolge einer Verletzung an der Schläfe mehrere Stunden nicht zum Bewußtsein gebracht werden konnte. Die anfangs gefährlich scheinende Sache verlief indessen glücklich, so daß der Beschädigte heute wieder nach Kibbühel zurückfahren konnte. Dieser günstige Ausgang ermuthigte einen Späßvogel zur Anbringung eines „Marterls“ an der Unglücksstätte mit folgendem Texte:

„Hier lag der Meister Zwirn
Mit einem Loch im Hirn,
Und deren zwei im Rade.
Herr, stoppe sie in Gnade,
Gieß' Kraft in seine Wadeln
Und laß' ihn weiter radeln!“ —

— Drohung. Ein Kadettlein ist von einem Straßenjungen furchtbar vertobt worden. Als der Junge endlich davonläuft, richtete sich der Berpeterte halb auf und schreit dem Sieger nach: „Na warl“, wenn ich General bin, und es giebt eine Revolution, Dich laß' ich zuerst todt-schießen.“ — (Simplicissimus.)

— Eine Schlaue. A.: Wie läßt sich Deine Frau mit dem Essen an?

Jünger Mann: Ich weiß noch nicht, bisher hat sie immer nur kalten Aufschnitt gekocht. —

Vermischtes vom Tage.

— In Sangerhausen und in Pforzheim herrscht der Typhus. In der letzteren Stadt sind bereits 123 Erkrankungen und 13 Todesfälle vorgekommen. Man schiebt die Schuld auf das Trinkwasser. —

— In Rittershausen bei Dillenburg erschoss, nach einer Meldung der „Frankf. Ztg.“, der Landwirth Lampe auf der Jagd versehenlich den Jäger Hieble. Lampe hatte Hieble für einen Wild-dieb gehalten. — Hat Lampe vielleicht auch „versehentlich“ sein Leben für bedroht gehalten? —

— Der in Heidelberg verstorbene Chemiker Professor Victor Meyer soll sich, wie die „Voss. Z.“ mittheilt, wegen häuslicher Zerwürfnisse mit Blausäure vergast haben. —

— Prag, 10. August. Der Umschlagverkehr in Laube wird heute wieder in vollem Umfange aufgenommen, dagegen bleibt der Elbe-Umschlagplatz in Teischen bis zur Wiederherstellung der beschädigten Brücke gesperrt. —

— Die Strecke Ebnensee-Ischl ist für einen beschränkten Personenverkehr wieder eröffnet worden. —

— In Christiania ist Björnson's Mutter gestorben. Sie wurde fast 89 Jahre alt. —

— In Püttich wurde vor einigen Tagen ein Insekten-regen beobachtet. Millionen weißer Fliegen bedeckten im Mittelpunkte der Stadt den Boden der Straßen. —

— Auf den Weizenfeldern am San Joaquin-Flusse in Kalifornien ist gegenwärtig eine Erntemaschine in Thätigkeit, die in jeder Minute drei Bushels Weizen entört in die Säcke bringt. Mit Hilfe dieser von acht Menschen zu bedienenden Maschine können in einem Tagewerke von zehn Stunden 100 Acres völlig abgeerntet, 1500 bis 1800 Sack Weizen für den Markt fertig gemacht werden. —

— Ein Radfahrer namens Jerome Murif hat an der Ueberlands-Telegraphenlinie entlang Australien von Süden nach Norden durchquert. Er legte die fast 3000 englischen Meilen der meist völlig psadlosen Strecke in weniger als zehn Wochen zurück. —

— Die Seeschlange ist todt, es lebe der Riesen-fisch! Aus Hamburg schreibt man: Ueber einen riesigen Fisch berichtet der Kapitän E. Midgley, Führer des in hiesigen Hafen eingetroffenen englischen eisernen Vollschiffes „Scottish Glens“ im Schiffsjournal folgendes: Gingen am 18. September vorigen Jahres in Newcastle (New-Süd-Wales) in See und trafen am 7. November in Valparaiso ein. Am 6. November sichtete der zweite Steuer-mann, der sich auf dem Halbdeck auf Waacke befand, einen Gegenstand, den er anfangs für zwei Bote hielt. Als der betreffende Gegenstand auf etwa 500 Yards herangekommen war, bemerkte der Steuer-mann, daß sich das, was er für die Segel der Bote hielt, bewegte und drehte; er rief infolge dessen den Kapitän Midgley an Deck. Bei näherer Besichtigung mittels Ferngläser überzeugten wir uns immer mehr, daß wir einen riesigen Fisch vor uns hatten. Kopf und Schwanz des Thieres waren sichtbar, ebenfalls sahen wir zwei Flossen, die ganz weiß und ca. 20 Fuß lang waren und die sich hinter dem unteren Theil des Kopfes befanden. Die Länge des Thieres wurde auf viermal so groß, als die Länge eines gewöhnlichen Walfisches geschätzt. Die Breite zwischen den Flossen betrug 30—40 Fuß. Der Fisch schwamm mit großer Geschwindigkeit südwärts, ein großes Kielwasser hinter sich lassend. —